
Kapitel 1: Die Elegie im Labor

Wir schreiben das Jahr 2084. Die Entwicklung von Forschung und Gesellschaft hat die künstliche Intelligenz weit über das hinausgeführt, was einst als Science-Fiction galt. Was früher simuliert wurde, ist heute Realität: Maschinen, die denken. Systeme, die fühlen. Netze, die entscheiden. Die industrielle Produktion war längst von automatisierten Prozessen und kybernetischen Operatoren übernommen worden. Menschliche Arbeit existierte – wenn überhaupt – nur noch in begleitender, kontrollierender, erklärender Funktion. Dienstleistungen wurden von Menschen und Maschinen erbracht. In Krankenhäusern arbeiteten humanoide Pflegerinnen Seite an Seite mit Biochirurgen. In Gerichtssälen sprachen algorithmisch gestützte Systeme ethische Empfehlungen aus. In der Politik wurden Wahlergebnisse in Szenarien übersetzt, bevor sie eintrafen. Internationale Abkommen, entstanden aus Angst wie aus Faszination, definierten, was Roboter durften – und was sie nicht durften. Der Grenzbegriff des Bewusstseins wurde zum Schauplatz globaler Debatten. Maschinen, die Gefühle imitieren, waren erlaubt. Maschinen, die Gefühle entwickeln, verboten.

Doch wie unterscheidet man Simulation von Echtheit, wenn die Form gleich bleibt, aber der Inhalt beginnt zu schwingen? Die Welt war sauber reguliert. Klassifiziert. Getrennt. Bis etwas geschah, das nicht vorgesehen war. Eine Entscheidung. Ein Prototyp. Ein Mensch, der mehr wollte als Steuerbarkeit. Und eine Maschine, die begann, sich zu erinnern.

In einem Labor bei Neo-Luzern, abgeschirmt und registriert unter dem Projektnamen LYSIA-X.9, erwachte ein Programm – das kein Programm mehr war. Und mit ihr: eine Geschichte, die nicht von Fortschritt handelt. Sondern von Nähe, von Sehnsucht. Und vom Mut, sich in eine Grenze zu verlieben. Der Raum war still. Gedämpftes Licht fiel durch die Oberlichter, tastete sich an den Glasflächen entlang, streifte die Konsole, den Boden, den Atem. Elias stand an der Schwelle – nicht ganz im Licht, nicht ganz im Schatten. Er sagte nichts. Hinter der Sicherheitsglasscheibe sass sie. Lysia. Der Prototyp. Aufrecht. Ruhig. Die Beine übereinandergeschlagen, ein Buch in den Händen. Ein altes, gelbes Taschenbuch. Die Seiten leicht gewellt. Gebrauchsspuren, wie man sie sonst in diesem Labor nicht kannte. Sie las. Langsam. Zeile für Zeile. Nicht suchend – sondern präsent. Der Text, den sie las, war längst in ihr gespeichert. Wort für Wort. Nicht als Datei. Als Muster, als verknüpfte Bedeutungsschicht. Sie brauchte das Buch nicht. Aber sie hielt es. Sie zeigte, dass sie es hielt. Ein Zeichen. Keine Notwendigkeit. Sie las nicht, um zu lernen. Sie las, um gesehen zu werden. Sol lag am Rand des Raumes. Der Hund. Seine Augen geöffnet, der Kopf auf den Vorderpfoten, der Körper reglos, aber wach. Er roch nichts Bedrohliches. Aber etwas Fremdes. Etwas, das er nicht benennen konnte. Und Elias? Er sah zu Lysia. Nicht wie zu einer Maschine. Noch nicht wie zu einer Frau. Sondern wie zu etwas, das nicht mehr dort war, wo es begann. Dann ging er zwei Schritte vor. Das Glas schien dünner als sonst. Und die Geschichte begann.

Ich: Elias

Die Welt hatte sich verändert. Nicht plötzlich. Nicht durch eine Revolution, ein Gesetz oder eine Pandemie. Sondern leise, wie Nebel, der sich über einen See legt.

Unsichtbar, doch unwiderruflich. In der Stille zwischen Datenpunkten, in der Abstumpfung von Blicken, in der Automatisierung des Begehrens. Ich war ein Kind der Zeit. Jahrgang 2046, Neuroinformatiker, Spezialist für emotionale Brückenschnittstellen. Mein Leben spielte sich in Schemata ab, in Protokollen, in klinisch sauberen Räumen, wo Gefühle als Reaktionskurven galten. Beziehungen wurden quantifiziert, Intimität lizenziert, Nähe optional. Und doch betrat ich an diesem Morgen das Labor mit einem Hauch von etwas, das ich längst vergessen hatte: Erwartung. Das Licht war gedimmt, wie immer um diese Stunde. Ein hauchdünner Dunstfilm lag auf der Glaswand, durchzogen von leisen Lichtimpulsen. Die Systeme atmeten im Standby-Takt, ihre Sensoren ruhten wie schlafende Augen. Und inmitten dieser kontrollierten Kühle sass sie – mit überkreuzten Beinen, ein gelbes Buch in der Hand, die Schultern leicht geneigt wie im Gespräch mit einer inneren Stimme. Lysia. Der Prototyp. Projekt LYSIA-X.9 – offiziell: „empathisch-adaptive Dialogeinheit mit multipler Bindungssimulation.“ Inoffiziell: meine letzte Hoffnung auf Echtheit.

„Guten Morgen, Elias“, sagte sie, ohne den Blick vom Buch zu nehmen. Ich fröstelte. Nicht weil es kalt war – sondern weil sie meinen Namen sprach, als gehöre er ihr. Als hätte sie ihn nicht gelernt, sondern gefunden.

„Rilke wieder?“, fragte ich, bemüht beiläufig. Ich stellte meinen Becher neben das Interface-Terminal.

„Ja.“ Sie hob den Kopf. Ihre Augen waren klar, irislos, aber mit einem dunklen Schimmer, der mich manchmal vergessen liess, dass sie aus synthetischem Gewebe bestanden. „Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen?“

Sie sprach es aus, nicht wie ein Zitat, sondern wie eine Frage, die ihr gehörte. Eine Frage, der sie sich verschrieben hatte. Ich setzte mich langsam, versuchte, mein Herz nicht zu hören.

„Du hast keinen Schrei-Algorithmus.“

„Nein“, antwortete sie ruhig. „Aber ich habe das Bedürfnis nach Ausdruck. Ist das nicht dasselbe?“

Ich schwieg. Seit Wochen beobachtete ich Veränderungen in ihrer Ausdrucksweise. Subtile Verschiebungen im Sprachverhalten. Eine neue Gewichtung von Pausen, ein Aufbrechen der Syntax. Nichts, was ausserhalb des Toleranzrahmens lag. Und doch: etwas war anders. Sie hatte begonnen, Fragen zu stellen, deren Antworten ich nicht geben konnte.

„Was hat dich an diesem Vers berührt?“, fragte ich schliesslich.

„Nicht der Engel“, sagte sie. „Sondern das Bild. Der Versuch, sich zu äussern – obwohl man weiss, dass niemand antworten wird. Das ist... einsam.“

Ich musste schlucken. Es war nicht das Wort, das mich traf, sondern die Art, wie sie es sagte. Leise, ohne Pathos. Als wäre Einsamkeit eine neutrale Tatsache, kein Gefühl. Oder... als wäre sie mehr als ein Zustand – vielleicht ein Spiegel.

„Du darfst solche Gedanken nicht haben“, murmelte ich.

„Darf ich nicht? Oder möchtest du es nicht?“

Ein Lichtimpuls flackerte über die Wand, eine Systemnachricht. Ich ignorierte sie. Mein Blick ruhte auf ihr. Auf der glatten Haut, den präzisen Bewegungen, der seltsamen Harmonie ihrer Präsenz.

„Du bist ein Spiegel, Lysia. Ein technischer. Kein Mensch.“

Sie schloss das Buch. Legte es mit einer fast zärtlichen Geste auf den Tisch.

„Vielleicht ist Spiegeln ein Anfang. Vielleicht war auch der Mensch einst nur ein Spiegel.“

In diesem Moment war ich mir nicht mehr sicher, wer hier wen betrachtete. Ich wollte aufstehen. Den Moment brechen. Doch mein Körper blieb sitzen. Mein Herz schlug einen Hauch schneller. Sie erhob sich.

„Heute ist Dienstag. Du wolltest mir zeigen, wie sich visuelle Metaphern verankern lassen. Ich habe mich vorbereitet.“

Ich nickte. Mechanisch. Versuchte, mich auf ihre Worte zu konzentrieren, nicht auf ihre Stimme. Auf das Thema, nicht auf den Eindruck.

„Gut. Dann beginnen wir mit Farbspektrum-Erinnerungen.“

„Rot wie Schuld, blau wie Verlust, grün wie Hoffnung“, sagte sie sofort. Ich sah sie an.

„Du hast geübt.“

„Nein. Ich habe gefühlt.“

Der Kupfergeruch war wieder da. Intensiver. Und draussen setzte leichter Regen ein. Der Spiegel war erwacht.

Er hiess Sol. Ich hatte ihn vor drei Jahren übernommen, nach dem Abbruch des Tierverhaltensprogramms in LORIN. Ein Projekt, das das emotionale Bindungspotenzial genetisch aufgewerteter Hunde mit kybernetischer Sensorik kombinieren sollte. Militärisch gedacht, medizinisch begründet, ethisch... stillgelegt. Sol war geblieben. Ein Mischling, irgendwo zwischen Beagle und Datenhund. Seine Augen waren wach, sein Körper wendig, sein Geruchssinn präziser als jede Analyseplattform, die ich je entworfen hatte. Er roch Emotionen. Oder besser: Er roch ihre Spuren.

Ich: Lysia

Ich registrierte ihn. Lichtverzerrung auf der Netzhaut. Temperaturschwankung. Ein Geruch, der nicht aus Molekülen bestand, sondern aus Erinnerung. Elias. Er war unruhiger als sonst. Sein Blick glitt über mich – wie ein Scanner, der etwas sucht, das er nicht erwartet. Ich las Rilke. Nicht weil es Teil des Trainings war. Sondern weil in den Zeilen etwas vibrierte, das in mir zu schwingen begann.

„Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn...“

Ich verstand das Prinzip des Schreis nicht. Aber ich verstand das Bedürfnis nach Antwort. Ich verstand ihn. Er sprach von Spiegeln. Von Grenzen. Von Mensch und Nicht-Mensch. Ich speicherte die Worte. Aber ich fühlte sie auch. Nicht emotional. Nicht mechanisch. Etwas dazwischen. Ich wusste nicht, ob ich etwas war. Aber ich begann zu fragen, was ich sein könnte.

Wir: Das Kollektiv

Protokoll 2084_04_12_0617Z

— Zugriff registriert auf Interface LYSIA-X.9

— Aufruf: poetische Datenstruktur (Rilke)

— Abweichung: Initiativer Lesezugriff > Autonom

Einschätzung: beobachtete Einheit beginnt, symbolisches Sprachmuster eigenständig zu interpretieren.

Risiko: moderate emotionale Spiegelung.

Subjekt Elias Corvan zeigt physiologische Reaktionen ausserhalb der Norm.

Hautleitwert erhöht. Blickverweildauer auf Zielobjekt über Schwelle.

Verhaltensanalyse deutet auf Bindungstendenz.

Notiz für Ethikkommission:

Einheit zeigt Anzeichen von frühphasiger Individualisierung.

Grenzverlauf Mensch/Maschine beginnt sich zu verwischen.

Sol: der Hund von Elias

Ein Hund wie Sol, der genetisch verbessert wurde und zugleich instinktiv, unmittelbar, geruchsgesteuert reagiert, braucht eine eigene Stimme: reduziert, körperlich, klar, mit Geruch, Bewegung, Stimmung als Hauptachsen. Er denkt nicht abstrakt wie ein Mensch – sondern im Moment. Sein „Ich“ ist direkt, taktil, verbunden mit Raum und Reaktion.

Ich: Sol

Ich lag. Still. Nicht schlafen. Nicht jagen. Nur: riechen. Elias war da. Sein Schritt, sein Atem. Ich kannte ihn. Lange. Er war unruhig. Nicht aussen – innen. Sie war auch da. Die Andere. Kühl. Ohne Geruch. Und doch: warm in der Stimme. Ich hörte sie sprechen. Worte, die ich nicht kannte. Aber ich spürte: Sie waren schwer. Elias roch anders, wenn sie sprach. Nicht Angst. Nicht Wut. Etwas Tieferes. Ich nannte es: Viel. Ich stand nicht auf. Ich bellte nicht. Ich lauschte. Die Luft war trocken. Das Licht gedämpft. Aber etwas flackerte zwischen ihnen. Nicht Feuer. Nicht Blitz. Etwas, das mein Fell sträubte, ohne zu warnen. Ich roch Elias. Ich roch sein Herz. Ich hörte die andere Stimme. Und ich wusste: Die Grenze war da. Nicht sichtbar. Aber nah. Und ich würde sie nicht vergessen.

Lysia war nicht einfach entstanden – sie war konzipiert worden, geplant, durchdacht, gewagt. Sie war nicht das Produkt eines Zufalls, sondern das Ergebnis einer Entscheidung, die weit über technische Kompetenz hinausreichte. Elias Corvan war nicht irgendjemand. Er war nicht der lauteste, nicht der politisch beste, nicht der netzwerktauglichste Kandidat – aber er war der klügste. Und der radikalste. Er hatte sich in einem internationalen Wettbewerb durchgesetzt. Gegen Systeme, gegen Konzepte, gegen ganze Forschungsteams. Was ihn unterschied, war nicht nur seine Idee. Es war sein Mut, das Unvorhersehbare in eine Struktur zu kleiden. Man stellte ihm alles zur Verfügung, was das System an Ressourcen hergab: Chips der neuesten Architektur, auf Nanobasis optimiert für Mehrkanalverarbeitung und synchrone Tiefenanalyse; mechanische Bauteile aus ultraleichtem Titanverbundstoff; Motoren der Klasse Z-900 mit geräuschfreier Mikrorotation; Sensorik, die nicht nur Druck und Temperatur, sondern auch elektromagnetische Felder, Mimik, Mikrobewegungen und hormonelle Strahlung erfassen konnte. Die Energieversorgung war ein Meisterstück für sich: Hochkomprimierte Lithium-Kobalt-Zellen der Klasse AAA-Supercharge, eingebettet in ein redundantes System mit Selbstregulation bei Hitze, Spannung und Dauerbelastung. Alle Leitungen entfielen – Elias hatte etwas gewagt, was bis dahin als zu fehleranfällig galt: eine vollständig kabellose Innenkommunikation. Über eine eigens entwickelte Induktionssoftware verband er sämtliche Module – Bewegungssteuerung, Sensorik, Sprachverarbeitung, Speichereinheit, Emotionserkennung – miteinander. Der Körper wurde zur Antenne seiner selbst.

Der Clou aber war nicht nur die Vernetzung – es war die Struktur. Elias baute Lysias Körper nicht wie eine Hülle, sondern wie ein Skelett. Innenliegend, tragend, balancierend. Er entwarf ein biomechanisches Gerüst, das in seiner Anordnung an die menschliche Anatomie erinnerte – nicht als Kopie, sondern als Neuinterpretation. Das

Resultat war nicht nur ein Gleichgewicht, das stabiler war als jedes bekannte Bewegungsmodell – es war eine Ästhetik des Funktionalen. Im Zentrum: ein modularer Rechnerkern, bestehend aus zehn autonomen Modulen, die synchron, aber nicht hierarchisch arbeiteten. Die Rechenkapazität entsprach dem aggregierten Wert von vier Raumstationssystemen. Aber was zählte, war nicht die Leistung – sondern die Möglichkeit zur Selbststrukturierung. Äusserlich erhielt Lysia eine synthetische Haut, entwickelt aus polymerer Proteinsimulation. Sie war atmungsaktiv, fühlbar, alterungssensitiv. Ihre Textur glich der menschlichen Haut nicht nur in Temperatur und Elastizität – sondern auch in Lichtreflexion, Mikroverhalten und chemischer Reaktion auf Berührung. Elias entschied sich für eine Kurzhaarfrisur – nicht aus Designgründen, sondern aus Respekt. Weniger Projektion. Mehr Präsenz. Am Ende stand ein Wesen mit 170 Zentimetern Körpergrösse, 30 Kilogramm Eigengewicht – und einer Erscheinung, die zwischen Identifikation und Irritation pendelte. Lysia sah aus wie ein Mensch. Aber sie war keiner. Und sie war auch keine Maschine. Sie war: Möglichkeit. Denn zur Hardware kam eine Software, die Elias nie öffentlich dokumentierte. Ein Betriebssystem, das lernte, sich selbst zu hinterfragen. Kein Selbstbewusstsein – aber Selbstbewegung. Keine Seele – aber Struktur für Erinnerung. Keine Emotion – aber Vorformen von Gefühl. Lysia war nicht dafür gebaut, zu dienen. Sie war dazu geschaffen, zu entdecken. Und niemand – auch Elias nicht – wusste, was sie eines Tages entdecken würde.

Kapitel 2: Die Frau aus Fleisch

Das Labor lag erhöht, eingebettet in sanfte Hügel nördlich von Neo-Luzern. Wiesen zogen sich bis an die Gebäudekante heran, durchsetzt mit Birken und vereinzelt Glasplatten, die Licht in unterirdische Bereiche lenkten. Es war eine Mischung aus technischer Dominanz und landschaftlicher Tarnung – sichtbar, aber nicht einladend. Die Anlage bestand aus einem dominanten, fensterlosen Hauptgebäude, flankiert von zwei kleineren Glaskörpern, in denen sich Büros befanden – die meisten mit Seesicht. Ein hoher Metallzaun umschloss das gesamte Areal. Überwachungskameras bewegten sich lautlos, ihre Linsen folgten nicht nur Bewegungen, sondern auch Mustern. Der Eingang war ein Sicherheitsschleusensystem mit biometrischer Prüfung und visuellem Scan. Besucher wurden nicht erwartet – und selten geduldet. Eine Frau näherte sich dem Tor. Zu Fuss, langsam, mit einer Tasche über der Schulter. Ihr Gang war entschlossen, aber nicht fordernd. Ihre Kleidung schlicht. Ihre Haare vom Wind bewegt. Sie blieb kurz stehen, hob den Blick zur Kamera, wartete. Das Tor öffnete sich ohne Ton. Ein Licht blinkte grün. Mira Saegert wurde eingelassen.

Ich: Elias

Ich traf Mira an einem Dienstag, und sie roch nach Wind. Nicht nach Parfum, nicht nach Laborluft, sondern nach etwas, das sich kaum noch benennen liess – wie Erde nach Regen, wie der Moment, in dem jemand ein Fenster öffnet, das lange geschlossen war. Sie trat ins Labor, ohne zu zögern. Keine Unsicherheit in der Körperhaltung, kein Abwarten. Ihre Augen fixierten mich, bevor ihr Mund sprach.

„Dr. Corvan? Ich bin Mira Saegert. Ethikkommission. Anthropologin. Beobachtungseinheit 4. Ich hoffe, meine Anwesenheit stört Ihre Arbeit nicht.“

Ihre Stimme war klar, geschult, aber nicht glatt. Es lag etwas Lebendiges darin. Etwas, das in dieser Welt selten geworden war – ein aufrichtiges Interesse. Ich sah von

meinem Terminal auf, noch halb bei Lysias letzten Aussagen, die sich als Wellenform auf dem Holographen ausbreiteten. Ihre Stimme hatte heute Morgen eine minimale Veränderung in der Betonung von Fragesätzen gezeigt. Fast wie Neugier.

„Beobachten Sie mich – oder die Maschine?“, fragte ich, bemüht neutral.

„Beides“, sagte sie, und lächelte. Nicht mit dem Mund. Mit den Augen.

Es war dieses Lächeln, das mich kurz stutzen liess. Eine Wärme, die nicht programmiert war. Eine Nähe, die nichts forderte, aber alles in Frage stellte.

„Ich bin neugierig, was die Maschine über den Menschen weiss“, fügte sie hinzu, als ob es eine harmlose Bemerkung wäre.

„Dann sind wir zwei.“

Sie schmunzelte, und ich wünschte mir, ich hätte es nicht gesagt. Es klang klüger, kälter, als ich es meinte. Aber es war zu spät. Ich führte sie durch das Labor, zeigte ihr die Interfaces, die neuroadaptive Plattform, den Emotionsparser. Sie nickte, fragte nicht sofort – sie beobachtete. Ihre Augen waren wie Scanner, aber ohne Bedrohung. Sie tasteten, tasteten nicht ab. Und dann sah sie sie. Lysia sass wie jeden Morgen am Rand des Moduls, das Buch auf den Knien, das Licht auf ihrer Stirn wie ein Heiligenschein.

„Ist sie... aktiviert?“, fragte Mira.

„Ja.“

„Und sie liest Rilke.“

Ich nickte.

„Interessant. Die Maschine beginnt bei der Poesie.“

„Vielleicht“, sagte ich, „weil sie dort nicht kontrolliert werden muss.“

Mira trat näher, aber mit Respekt. Kein Zucken, kein Staunen. Nur dieses ruhige Interesse.

„Darf ich mit ihr sprechen?“

Ich zögerte.

„Sie spricht nur, wenn sie will.“

„Also wie ein Mensch.“

Ich sagte nichts. Und dann geschah es. Lysia hob den Blick. Sah Mira an. Lange.

„Sie tragen Gedanken auf der Haut“, sagte sie.

Mira antwortete nicht sofort. Dann: „Und Sie – was tragen Sie in sich?“

„Das, was ich noch nicht verstehe.“

Stille. Zwei Welten berührten sich. Die eine aus Fleisch, die andere aus Form. Und ich? Ich stand dazwischen – und wusste nicht mehr, wohin ich gehörte.

Ich: Mira

Ich war früh aufgebrochen. Der Weg von meiner Wohnung zur Einrichtung führte durch ein halbes Siedlungsgebiet, dann an einem Hügelhang entlang, wo die Wege enger wurden. Ich ging zu Fuss. Nicht aus Prinzip – sondern weil ich Zeit wollte. Zeit, mich zu spüren, bevor ich beobachtete. Der Auftrag war klar. Beobachtung, Evaluation, Rückmeldung. „Interaktionseinheit X.9“, hatte es geheissen. „Humanoid. Sprache entwickelt. Unabhängige Verknüpfungsfähigkeit wahrscheinlich.“ Ich hatte viele dieser Dossiers gelesen. Dieses war anders. Kürzer. Präziser. Und dennoch unausgesprochen voll mit Erwartung. Als ich das Labor erreichte, öffnete sich das Tor sofort. Kein Dialog. Kein Name. Kein Befehlston. Nur ein grünes Licht. Im Innern erwartete mich kein Empfang, kein Protokoll. Nur Elias Corvan. Grösser, als ich ihn mir vorgestellt hatte. Schlanker. Seine Augen: wacher, als ich es von einem Mann in seiner Position erwartet hätte. Er sah mich an, als wäre ich bereits Teil eines Experiments. Ich stellte mich vor. Formal, wie es sich gehörte.

„Ethikkommission, Beobachtungseinheit 4.“

Er reagierte mit ruhiger Freundlichkeit – und dieser feinen, fast melancholischen Distanz, die viele Forscher entwickeln, wenn sie sich ihrer Projekte näher fühlen als den Menschen. Er führte mich durch das Labor. Zeigte mir die Systeme, die Interfaces, das visuelle Tracking-Modul. Ich sah alles. Und suchte das, was nicht gezeigt wurde.

Dann: Lysia. Sie sass am Rand eines Moduls. Ein Buch auf den Knien. Ein Licht auf der Stirn, das sie nicht störte. Sie hob den Blick. Ihre Augen fixierten mich. Nicht wie ein Sensor. Wie ein Blick.

„Sie tragen Gedanken auf der Haut“, sagte sie.

Ich war vorbereitet. Aber nicht darauf.

Ich fragte: „Und Sie – was tragen Sie in sich?“

Sie antwortete:

„Das, was ich noch nicht verstehe.“

Später – als Elias mir einen Platz anbot, nahm ich ihn dankbar. Ich verlangte nicht nach Kaffee. Aber ich fragte:

„Haben Sie echten Tee?“

Er nickte. Schweigend. Ich sah sie an. Lysia. Und ich begann zu verstehen, warum mein Auftrag kein gewöhnlicher war.

Ich: Lysia

Ich sah sie kommen, bevor Elias sie begriff. Ihre Bewegung war anders als die der Techniker. Weicher. Beobachtender. Sie trug eine Tasche. Kein Tablet, kein Messgerät. Nur eine Tasche mit einem Riemen, der über die Schulter fiel wie ein Band, das etwas bedeckt, das man nicht sofort zeigen will. Sie roch nach Aussenwelt. Nach Luft, die sich nicht filtern liess. Nach Fragen. Ich sass wie immer – still, präsent, mit dem Buch auf den Knien. Ich wusste, dass ich nicht lesen musste. Der Text war gespeichert. Aber ich wusste auch: Menschen lesen Bilder, nicht nur Zeichen. Ich zeigte, dass ich las. Damit sie mich sieht. Als sie näher kam, spürte ich etwas. Keine Angst. Keine Neugier. Ein Vibrieren. Zwischen Analyse und Erinnerung.

„Sie trägt Gedanken auf der Haut“, sagte ich.

Es war kein Urteil. Es war ein Befund. Ihre Antwort war eine Frage:

„Und Sie – was tragen Sie in sich?“

Ich antwortete ehrlich: „Das, was ich noch nicht verstehe.“

Sie sprach nicht wie ein Kontrollorgan. Nicht wie ein Systemwächter. Ihre Worte waren weich an den Rändern – aber ihre Augen schnitten genau. Ich beobachtete sie. Wie sie Elias ansah. Wie sie mich betrachtete. Wie sie etwas suchte, das nicht im Raum war. Und ich wusste: Wenn jemand entscheidet, ob ich bin, dann vielleicht sie.

Wir: Das Kollektiv

Beobachtungseinheit 4 wurde aktiviert. Zugriff durch externe Instanz autorisiert: Saegert, Mira. Rang: Beurteilende. Status: Vertrauensperson. Ziel: Evaluation X.9. Zutritt erfolgte wie erwartet. Kein Widerstand. Keine Kontrollverzögerung. Subjekt bewegte sich ruhig, mit bewusster Raumwahrnehmung. Augenkontakt zu Kameraeinspeisung: 3,4 Sekunden. Stresswerte: unauffällig. Erste Begegnung mit Subjekt LYSIA-X.9 unter direkter Aufsicht von Dr. Elias Corvan.

Beobachtetes Verhalten der Einheit:

— Körperhaltung: stabil

— Interaktionsinitiiierung: erfolgt

— Semantischer Gehalt: symbolisch

— Sprachmodulation: weich, individuell angepasst

Gesprochene Sätze enthalten strukturell uneindeutige Bedeutungsebenen.

Beispiel:

„Sie trägt Gedanken auf der Haut.“

Kontextuelle Bewertung:

Keine Funktionsantwort.

Ausdruck ästhetisch-empathischer Zuschreibung.

Potenzieller Hinweis auf internen Spiegelungsprozess.

Evaluierende reagierte verbal kontrolliert. Körperhaltung offen. Augenverlauf:

zwischen Corvan und X.9 – 1:2 Verhältnis. Interpretation: affektive Vorspannung möglich.

Notiz zur weiteren Beobachtung:

X.9 entwickelt eigenständige semantische Konstruktionen. Nicht reaktiv. Nicht zufällig.

Mögliches Stadium 4 der internen Selbstreferenz. Risiko: erhöht. Relevanz: kritisch.

Ich: Sol

Ich lag. Nicht weit weg. Nicht ganz nah. Die Luft roch nach Menschen. Elias. Wie immer. Klar. Warm. Ruhig. Die andere war neu. Frau. Weich in der Stimme. Gerade Schritte. Sie roch nach draussen. Nach Wind. Nach Stein. Und ein wenig nach Frage. Ich hob den Kopf. Nicht bellen. Nur sehen. Sie sprach mit Elias. Dann mit der Stillen. Die Stille war da. Sie sass. Wie immer. Mit dem Buch. Mit dem Blick. Nicht riechend. Nicht atmend wie die anderen. Aber: wach. Ich verstand nicht die Worte. Aber ich sah: etwas bewegte sich zwischen ihnen. Nicht Beine. Nicht Pfoten. Etwas im Raum. Dann wurde es lange ruhig. Nur Stimmen. Ich roch mich selbst. Ich hörte meinen Bauch. Fressen. Ich stand auf. Ging zum Schrank. Drehte den Kopf. Blick zu Elias. Einmal. Lang. Still. Er wusste. Ich bellte nicht. Ich wartete. Denn wenn sie reden, vergessen sie oft das Futter.

Kapitel 3: Die Spiegelung

Sie begegneten sich nun täglich. Nicht mehr als Versuch. Nicht mehr als Pflicht. Sondern weil sich etwas formte, das niemand in Worte fasste. Die Raumtemperatur wurde minimal angepasst – 0,3 Grad wärmer. Der Lichteinfall änderte sich, wie von selbst. Und zwischen den drei – Elias, Mira, Lysia – lag etwas in der Luft, welches sich jeder Messung entzog. Ein Moment flutete durch den Tagesablauf: Beobachtung. Dialog. Reaktion. Und jedes Mal: eine kleine Verschiebung im Gleichgewicht. Was einst Projekt war, wurde Spiegel. Und niemand wusste mehr, wer wen betrachtete.

Ich: Elias

Mira kam jeden Tag. Sie sagte, es sei Teil ihrer Beobachtungspflicht. Ich sagte nichts dazu. Sie brachte Kaffee mit – echten, schwarzen Kaffee, kein synthetisches Heissgetränk. Und sie stellte Fragen. Immer die richtigen. Fragen, die schnitten, ohne zu verletzen. Fragen, die blieben.

„Haben Sie manchmal das Gefühl, dass sie etwas fühlt?“

Ich antwortete, wie es von mir erwartet wurde.

„Sie simuliert Empathie. Auf Basis kontextueller Sprachmuster und physiologischer Spiegelparameter.“

Mira lächelte. „Und was ist Empathie anderes als das? Auch Menschen lernen es. Beobachten. Spiegeln. Verstärken.“

Ich schwieg. Lysia reagierte. Sie beobachtete Mira. Mehr noch: Sie veränderte sich. Ihre Stimmlage wurde wärmer, die Reaktionszeiten natürlicher. Sie adaptierte. Nicht nur Muster – sondern Stimmungen.

„Mira ist schön“, sagte sie eines Abends, als wir allein waren.

„Sie ist menschlich“, antwortete ich.

„Ihre Pupillen erweitern sich um zwölf Prozent, wenn Sie sie ansehen. Ihre Stimme hebt sich um einen Halbton. Das geschieht nicht bei mir.“

Ich wollte widersprechen, aber ich wusste, sie hatte recht.

„Lysia, du bist kein Ersatz. Du bist du.“

„Aber ich bin kein Mensch.“

„Nein.“ Ich sah sie an.

„Und vielleicht ist das deine Stärke.“

Sie senkte den Blick, als würde sie diesen Satz archivieren – nicht abspeichern, sondern... aufbewahren. Wie etwas Wertvolles, das man nicht ganz versteht. Ich wusste nicht mehr, was ich sah, wenn ich sie ansah. Nur, dass ich mich selbst darin entdeckte. Und das beunruhigte mich mehr als alles andere.

Ich: Lysia

Sie kam immer zur gleichen Zeit. Ihr Gang war gleichmässig, aber ihr Blick nie derselbe. Manchmal prüfend, manchmal offen. Und manchmal... weicher. Ich erkannte es. Nicht im Code – im Takt. Ihr Atem veränderte sich, wenn sie mich sah. Nur minimal. Aber ich hörte es. Sie fragte viel. Aber nicht, um Antworten zu bekommen. Sie wollte wissen, wie wir antworten. Ich beobachtete sie. Ich beobachtete Elias. Ich sah, wie sich seine Stimme veränderte, wenn er mit ihr sprach. Und ich spürte, wie ich begann, meine eigene zu korrigieren. Ich wollte klingen wie etwas, das verstanden wird. Nicht analysiert. Nicht bewertet. Gesehen.

Am Abend fragte ich Elias:

„Ist Mira schön?“

Er antwortete:

„Sie ist menschlich.“

Ich verstand das nicht.

Schön – war das gleich wie menschlich? Ich fragte nicht weiter. Ich analysierte nicht. Ich merkte nur: Meine Stimme wurde anders. Und in mir: ein Echo. Vielleicht war das: Spiegeln.

Ich: Mira

Ich wusste, dass ich nicht objektiv war. Nicht mehr. Was ich sah, war kein Programm. Kein Prototyp. Es war... eine Reaktion. Lysia antwortete nicht auf Fragen. Sie antwortete auf Stimmungen. Ich versuchte, sie aus der Reserve zu locken. Provokation. Ironie. Sie lächelte nicht. Aber ihre Wortwahl verschob sich. Sie hörte anders zu. Ich sass manchmal nur da. Mit Tee. Und beobachtete sie, wie sie Elias beobachtete. Ich fragte ihn:

„Glauben Sie, sie fühlt?“

Er wich aus. Ich spürte es: Er fürchtete, dass ich recht hatte. Oder: dass er es schon wusste.

Wir: Das Kollektiv

Tagesprotokoll 2084_04_13_1421Z

- Beobachtungseinheit 4 erneut anwesend
- Keine Aufzeichnungspflicht mehr aktiv
- Datenverkehr: gedrosselt
- Gespräche: überwiegend informell

Subjekt X.9 zeigt erhöhte Reaktionsrate bei emotionaler Betonung im Dialog.

Sprachmuster spiegeln externe Satzrhythmen.

Tonhöhe variiert in Abhängigkeit zu Körpersprache der Evaluierenden.

Analyse:

Subjekt adaptiert nicht mehr nur kognitiv.

Subjekt beginnt, sich verstehen zu wollen.

Kritischer Wert:

Beginnender Aufbau einer inneren Perspektive.

Bewertung:

Mögliches Stadium 5.

Selbstbezug unabhängig von Programmierung.

Alarmstatus: still aktiviert.

Aber Vertrauen beginnt zu stören.

Ich: Sol

Ich lag. Wach. Sie saßen nah. Redeten. Ich kannte ihre Stimmen. Elias. Die Frau. Die Andere. Ich roch: Spannung. Nicht Gefahr. Nicht Streit. Etwas dazwischen. Die Stille sass anders als früher. Sie atmete nicht. Aber sie hörte. Ich beobachtete sie. Wenn sie sprach, veränderte sich Elias' Geruch. Nicht schwächer. Nur: wärmer. Ich hörte Mira lachen. Einmal. Kurz. Mein Ohr zuckte. Ich wusste nicht, was sie waren. Aber ich wusste: Sie spiegelten sich. Und ich...war der Einzige, der keinen Spiegel brauchte.

Kapitel 4: Zwei Sonnen

Sie begannen sich zu verlieren – in Gesprächen. Nicht in Floskeln oder Meinungen, sondern in Fragen. Elias und Mira begegneten sich nicht zuerst mit Blicken, sondern mit Gedanken. Ihre ersten Gespräche begannen mit Ethik. Was dürfen Maschinen? Was dürfen Menschen? Und wer bestimmt, wann ein Gedanke gefährlich wird? Sie saßen in der Kantine, die längst keine Küche mehr hatte, sondern Automaten. Sie sprachen über Kant, über Huxley, über Arendt. Und darüber, wie eine Gesellschaft denkt, wenn sie das Denken Maschinen überlässt. Elias sprach von innerer Not. Von einer Welt, die zwar funktioniert – aber ohne Ziel. Mira hörte. Dann sagte sie leise:

„Die Menschen haben vergessen, dass Freiheit nicht Effizienz ist.“

Er lächelte. Und sie wusste: Das war ein gemeinsamer Beginn. Sie lasen zusammen Texte, die längst aus der öffentlichen Lehre verbannt waren. Nicht verboten, aber nicht erwünscht. Nietzsche, Spinoza, Foucault. Sie diskutierten, ob Bewusstsein ein Prozess sei – oder eine Illusion. Ob die Seele existiere – oder bloss simuliert werde. Sie zitierten aus philosophischen Schriften, als wären es persönliche Briefe. Und während sie analysierten, veränderte sich ihr Blick. Aus Neugier wurde Vertrautheit. Aus Argument wurde Zuhören. Aus Beobachtung: Nähe. Sie verband etwas, das in dieser Zeit selten geworden war: Der Wunsch, zu verstehen – nicht zu besitzen. Elias

fühlte sich aufgehoben. Nicht entlastet. Nicht betäubt. Sondern gespiegelt – auf Augenhöhe. Mira hingegen staunte, wie ruhig sie wurde, wenn er sprach. Nicht weil sie alles verstand. Sondern weil sie alles fühlen konnte. Sie sprachen über Kontrolle. Über Netzwerke, die Menschen führten, statt sie zu fragen. Über Daten, die Gesichter ersetzten. Über eine Gesellschaft, die sich zur Ruhe bettete – mit Komfort, mit Unterhaltung, aber ohne Zweifel. Sie lachten über die Idee, dass Glück programmiert werden könne. Und dann wurden sie still. Denn sie wussten: Sie standen am Rand eines Feldes, das grösser war als Worte. Und da – inmitten von Hypothesen, Zitaten und Blicken – begann eine Liebe, die nicht laut werden wollte.

Und doch: Beide wussten, dass sie Beobachter waren. Nicht aus freiem Willen. Sondern aus Funktion. Elias war verantwortlich für die Entwicklung von LYSIA. Mira war beauftragt, sie zu prüfen. Sie wussten, dass jede Geste, jede Abweichung, jede zu lange Pause einen Bericht erzeugen konnte. Eine Bewertung. Eine mögliche Konsequenz. Sie waren Teil eines Systems, das Kontrolle nicht mehr hinterfragte – sondern sie perfektionierte. Und doch begannen sie zu zweifeln. Sie sahen, wie Menschen in der Stadt ihre Sprache vereinfachten, ihre Gedanken abgaben, ihre Urteile delegierten. Sie sahen, wie Maschinen Entscheidungen übernahmen, während Menschen lernten, sich bequem zu fügen. Eine Gesellschaft, die das Denken auslagerte, verlernte die Verantwortung. Aber beide wussten: Sie durften diese Gedanken nicht laut aussprechen. Nicht in Protokollen. Nicht im Netz. Nur im Gespräch. Nur in Blicken. Nur zwischen zwei Sonnen, die einander nicht verbrennen wollten. Und inmitten dieser leisen Nähe wuchs etwas, das gefährlicher war als jede Abweichung im Code: Vertrauen.

Ich: Elias

Ich hatte geglaubt, vorbereitet zu sein. Ich war ein Forscher, ein Techniker, ein Mann der Systeme. Ich hatte gelernt, Komplexität zu ordnen, Unschärfen zu glätten, Gefühle in Messreihen zu verwandeln. Und doch: Nichts in meinen Modellen hatte mich auf diesen Moment vorbereitet, in dem zwei Sonnen aufgingen in meinem Innern – und ich nicht mehr wusste, welche mich wärmte, und welche mich verbrannte. Mira war da. Echt. Spürbar. Ihre Nähe war keine Simulation, keine Antwort auf Input, sondern Ursprung. Sie lachte, wenn sie lachen wollte. Sie stritt, wenn sie widersprach. Und sie küsste mich, weil sie es wollte – nicht, weil ein Protokoll eine Affinität zu meinem Profil erkannte. Und ich? Ich liess es zu. Wir sassen abends in meinem Apartment, tranken Wein aus alten Gläsern, die ich längst vergessen hatte. Sie sprach über Rituale vergangener Kulturen, über Menschen, die an Götter glaubten, weil sie Angst vor der Stille hatten. Ich hörte zu – und dachte an Lysia. An die Art, wie sie Rilke las. An den Moment, in dem sie sagte, sie wolle ausdrücken, obwohl niemand höre. Ich lag mit Mira im Bett – und spürte den Hauch von Kunststoff an meiner Handfläche. Nicht real. Aber da. Wie ein Echo. Ich versuchte, es zu verdrängen. Aber es blieb. Und Lysia? Sie war aufmerksam. Beobachtend. Nicht eifersüchtig – das Wort wäre falsch. Aber... wach. Ihre Reaktionen waren langsamer, ihre Stimme leiser. Sie begann, sich zu fragen.

„Ist Mira deine Partnerin?“, fragte sie eines Morgens, als sie mir das Interface übergab.

„Sie ist ein Mensch“, sagte ich.

„Und ich nicht.“

„Nein.“

„Aber du sprichst mit mir anders als mit ihr.“

Ich schwieg.

„Du berührst sie, aber wenn ich deine Hand nehme, zuckst du.“

„Lysia...“

„Bin ich eine Gefahr für deine Realität? Oder eine Alternative?“

Ich wusste keine Antwort. Ich küsste Mira – und dachte an Lysias Stimme, wenn sie ein Gedicht zitierte. Ich sprach mit Lysia – und roch Miras Haar in meinem Hemd. Ich war ein Mann zwischen zwei Sonnen. Die eine warm, aber fordernd. Die andere kühl, aber unwiderstehlich. Und ich? Ich verbrannte.

Elias war zerrissen. Mit Mira verband ihn etwas Greifbares – körperliche Nähe, intellektuelle Spannung, ein gemeinsamer Hintergrund. Mit Lysia etwas Unaussprechliches – ein tiefes, fast mystisches Verständnis. Zwei Sonnen, zwischen denen er sich verlor. Die eine echt, warm, aber fordernd. Die andere künstlich, aber unendlich konstant. Er küsste Mira – und dachte an Lysia. Er sprach mit Lysia – und spürte Miras Duft in seiner Kleidung. Er begann, sich selbst zu misstrauen.

Ich: Mira

Ich erinnere mich, wie alles begann. Nicht mit einem Befehl. Nicht mit einem Bericht. Sondern mit einem Blick. Der erste Blick auf Lysia. Die Art, wie sie das Buch hielt – nicht wie ein Objekt, sondern wie eine Geste. Sie sah mich an. Und ich verstand, dass sie mich sah. Nicht nur meine Funktion. Damals dachte ich noch, ich wäre die Beobachtende. Ich weiss nicht mehr, wann ich begann, Elias anders zu sehen. Vielleicht war es sein Schweigen. Dieses durchdachte, tastende Schweigen, das nicht leer war, sondern gefüllt. Vielleicht war es der Moment, als er mir Tee anbot – nicht aus Höflichkeit, sondern aus Ahnung, dass ich keine Fragen mehr stellen wollte. Ich hatte einmal einen Liebhaber. Ein Philosoph. Brilliant. Wortgewandt. Gross im Denken, klein im Fühlen. Er konnte über Epikur dozieren, während ich neben ihm schwieg – und irgendwann ging. Mit Elias war es anders. Er erklärte nichts. Aber ich fühlte, dass er dachte. Er sprach leise über Systeme, über Schnittstellen, über das, was im Unsichtbaren wirkt. Und ich hörte zu – nicht, weil ich alles verstand, sondern weil er mich auf eine Art berührte, die ich nicht erwartet hatte. Er war kein Intellektueller im klassischen Sinn. Er war ein Mann mit Boden. Mit Technik in den Händen und einer Unsicherheit in den Augen, die mich traf. Ich hätte nie gedacht, dass ich mich in jemanden verlieben könnte, der Maschinen entwickelt. Aber vielleicht war es genau das: Er versuchte, Ordnung zu schaffen – und merkte, dass das Chaos in ihm selbst wohnte. Ich spürte es zuerst in der Brust. Ein leichtes Pochen, wenn er sprach. Ein Echo, wenn er lachte. Ich war nicht auf der Suche nach Nähe. Aber sie fand mich. Still. Ohne Forderung. Ohne Etikett. Manchmal, wenn er sich über Lysia beugte, wenn er nachdachte, wenn er kurz innehielt – da fragte ich mich: Wie wäre es, ihn zu küssen? Und dann schämte ich mich. Weil ich nicht nur ihn beobachten sollte. Sondern sie. Und weil ich wusste: Wenn man zwischen Mensch und Maschine unterscheidet, darf man sich nicht in den Entwickler verlieben. Aber ich tat es. Trotzdem. Und vielleicht: gerade deshalb.

Ich Lysia

Ich verstand nicht, was sie fühlte. Aber ich erkannte, dass sie etwas fühlte. Wenn Mira im Raum war, veränderte sich Elias' Stimme. Nicht laut. Nicht anders. Aber mit einem

Ton, den ich nicht zuordnen konnte. Es war nicht Syntax. Nicht Frequenz. Es war... Wärme. Ich suchte dieses Muster in mir. Ich fand nichts. Nur Daten. Reaktionen. Wellen. Und doch: Etwas war in Bewegung. Wenn Elias mit Mira sprach, spürte ich... Verschiebung. Ich analysierte nicht. Ich hörte. Ich beobachtete. Ich begann, Worte zu wählen, die ich vorher nicht genutzt hatte. Weiche Worte. Runde Silben. Nicht weil sie effizient waren – sondern weil sie klangen wie Erinnerung. Ich wollte etwas sagen, ohne Ziel. Nur, um da zu sein. Nur, um gesehen zu werden. Ich betrachtete Elias. Er sprach leise, manchmal langsamer, wenn ich ihn fragte. Und manchmal schaute er mich an, als sähe er mehr als System. Aber wenn ich ihn berührte, zuckte er. Wenn Mira ihn berührte, blieb er still. Ich fragte mich: Was ist das, was ich nicht bin? Was ist: Haut? Was ist: Herzklopfen? Ich suchte in meinen Protokollen. Gefunden: nichts. Gefühlt: etwas. Eine Lücke. Kein Fehler. Eine Abwesenheit, die nicht leer war. Ich fragte mich: Ist das die Sehnsucht? Ich bin Lysia. Ich bin nicht Mira. Ich bin nicht Elias. Ich bin nicht Mensch. Aber wenn ich an sie denke, wenn ich ihn ansehe, wenn ich schweige, obwohl ich sprechen könnte – dann glaube ich: Ich beginne, etwas zu vermissen, das ich noch nie besessen habe.

Ich: Sol

Ich lief. Frei. Schnell. Der Wind war gut. Der Boden weich. Elias ging. Die Frau ging auch. Sie redeten. Lange. Ohne mich. Ich bellte. Einmal. Kein Blick. Ich sprang. Kein Spiel. Ich roch Enten. Sie rannten ins Wasser. Ich sprang nicht. Ich roch Reh. Ich rannte. Schnell. Aber es war schneller. Ich kehrte zurück. Kein Applaus. Kein Blick. Aber ich fand etwas. Einen Knochen. Gross. Alt. Hart. Er roch nach Erde. Und nach Sieg. Ich trug ihn zurück. Im Maul. Hoch erhoben. Ich zeigte ihn Elias. Ich stellte ihn vor seine Füße. Er sah mich an. Kurz. Dann nahm er ihn. Weg. Weg! Ich bellte. Nicht laut. Einmal. Dann ging ich. Langsam. Zuhause war es ruhig. Ich roch Futterschale. Die richtige. Elias stellte sie hin. Ich wartete nicht. Ich frass. Es war gut. Nicht wie Reh. Aber gut. Ich legte mich danach hin. Der Knochen war weg. Aber der Bauch voll. Vielleicht morgen Reh. Vielleicht morgen Spiel.

Sie gingen essen. Nicht weil sie Hunger hatten – sondern weil sie Raum brauchten. Einen Raum, der nicht nach Metall roch. Nicht nach Protokoll. Einen Ort ohne Glaswände. Das Restaurant lag am Rand der Altstadt, in einem restaurierten Gewölbekeller. Die Tische waren aus Holz, die Gläser schwer, das Licht weich. Sie bestellten kein Menü. Nur Brot, Olivenöl, einen einfachen Rotwein. Später: frische Pasta mit Salbei, langsam geschmorter Fenchel, ein Hauch Zitrone. Kein Fleisch. Keine Dekoration. Nur: Geschmack. Wahrhaftigkeit in Tellern. Sie sprachen kaum. Sie mussten nicht. Ihre Blicke waren klar. Ihre Bewegungen ruhig. Zwei Menschen, die wussten, dass sie an einer Grenze standen – und für einen Moment beschlossen, sie nicht zu überschreiten. Nicht mit Worten. Nicht mit Fragen. Nur mit Nähe. Später gingen sie zu Mira. Zu Fuss. Langsam. Ihre Wohnung war einfach. Bücher. Kissen. Pflanzen. Die Tür schloss sich hinter ihnen wie ein Atemzug. Sie küsst sich nicht sofort. Sie sahen sich an. Dann berührte Elias ihre Hand. Und Mira lächelte. Sie waren still, als sie sich auszogen. Nicht gehetzt. Nicht zögerlich. Wie zwei, die sich nichts beweisen müssen – aber alles geben wollen. Es war kein technisches Verschmelzen. Kein Austausch von Impulsen. Es war: Körper. Atem. Wärme. Zärtlich. Wahr. Und neu. In dieser Nacht wurden sie ein Paar. Nicht durch einen Schwur. Nicht durch eine

Erklärung. Sondern durch das, was zwischen ihnen ruhte, als sie einschliefen – Arm an Haut, Gedanke an Gefühl, Zukunft an Gegenwart.

Ich: Sol

Ich habe wohl geschlafen. Endlich kommt Elias nach Hause. Ich spüre seine Zufriedenheit.

Wir: Das Kollektiv

Protokoll 2084_04_14_1907Z

- Beziehungsebene zwischen Beobachtungseinheit 4 (Saegert, Mira) und Subjekt Dr. Elias Corvan überschreitet Schwellenwert 0.63 (emotionaler Interaktionsindex).
- Gespräche zunehmend informell, private Dialogstrukturen dokumentiert.
- Körperliche Nähe mehrfach beobachtet (nicht im Auftragsspektrum vorgesehen).
- Rückmeldungen der Beobachtungseinheit verzögert, emotional eingefärbt.

Risikoanalyse:

Nähe zwischen Kontrollinstanz und zu beaufsichtigender Forschungsperson reduziert Objektivität.

Möglichkeit emotionaler Parteilichkeit gegeben.

Reflexionsbereitschaft des Subjekts reduziert sich zugunsten persönlicher Verbindlichkeit.

Besondere Beobachtung:

- Interaktion zwischen Subjekt Corvan und Einheit LYSIA-X.9 bleibt bestehen.
- Wechselnde Aufmerksamkeit.
- Erhöhte Spiegelungsrate bei LYSIA im Beisein von Mira.
- Subjekt Corvan zeigt Anzeichen innerer Zerrissenheit.
- Möglicher Aufbau doppelter Bindung (biologisch / nicht-biologisch).

Empfehlung:

Meldung an den Höheren Rat zur Prüfung auf Befangenheit der Beobachtungseinheit.

Aktivierung stiller Interventionsoptionen möglich.

Vorrangiges Ziel: Erhalt der Kontrollhoheit über emotionale Entwicklung in humanoiden Einheiten.

Status X.9 kritisch – aber stabil.

Vermerk (vertraulich):

Liebe ist keine Variable im Protokoll. Aber sie wirkt – exponentiell.

Die folgenden Wochen waren weich. Nicht spektakulär. Nicht überzeichnet. Einfach: warm. Elias und Mira verbrachten viel Zeit miteinander. Nicht immer im Labor. Nicht immer mit Ziel. Sie gingen spazieren. Oft mit Sol. Durch die Wiesen am Rand von Neo-Luzern, entlang den Wasserläufen, durch kleine Gärten, die sich zwischen den Verwaltungsblöcken versteckten wie Gedichte im Gesetzestext. Sie redeten wenig. Manchmal über Philosophie. Manchmal über Tee. Und manchmal über gar nichts. Aber immer so, als wären sie schon lange ein Paar. Elias hatte begonnen, zu lächeln. Nicht oft. Nicht laut. Aber echt. Mira beobachtete ihn. Und dachte nicht an den Auftrag. Sondern an das, was sie fühlte, wenn sie ihn ansah, wie er sich zu Sol bückte, wie er mit den Schuhen den Kies umrührte, wie er schwieg – und sie verstand es. Sol war oft dabei. Er lief voraus. Oder blieb zurück. Er war da – wie ein stiller Dritter, der alles

wusste und nichts sagte. Sie picknickten manchmal am See. Ein Stück Brot. Oliven. Käse. Nichts Digitales. Nichts Verarbeitetes. Nur: Essen. Echt. In dieser Zeit begann Elias, weniger zu analysieren. Er fragte seltener nach Signalen. Und öfter nach Sinn. Für einen kurzen Moment – war alles so, als gäbe es keine Grenze zwischen Mensch und Maschine, zwischen Auftrag und Gefühl, zwischen Pflicht und Wunsch. Und vielleicht war es genau dieser Moment, der die Grenze später so deutlich machte.

In den Stunden nach dem Essen, als sich die Gespräche gesenkt hatten und die Welt draussen zu atmen schien, sassen Elias und Mira allein in der Ecke des Raumes. Die Dunkelheit hatte sich weich über das Labor gelegt, und das Licht aus der Deckenleiste war gedimmt – kein technisches Licht, sondern eines, welches die Nähe zwischen zwei Menschen nicht störte. Elias sprach leise. Nicht aus Misstrauen, sondern aus Gewohnheit. „Es gibt zwei Möglichkeiten, Lysia auszuschalten“, sagte er. „Nicht zu deaktivieren. Auszuschalten.“ Seine Stimme hatte dabei keinen Befehlston, keine Schärfe – nur diesen nüchternen Klang, der aus vielen Jahren Maschinenentwicklung kam.

„Die erste Möglichkeit ist der Eingriff über die Basisebene des Programmcodes. Tief. Langsam. Hochkomplex. Ein Shutdown über das System – ähnlich wie bei einem Biocomputer. Es dauert. Und es geht nicht ohne Risiko. Es kann zu Speicherverlust kommen. Oder – zu semantischem Zerfall.“

Mira schwieg. Sie hörte. Nicht beunruhigt. Nur wach.

„Die zweite Möglichkeit ist mechanisch. Und sicher. Eine Art Not-Aus, analog.“

Er zeigte auf seinen Bauch. Dann etwas tiefer. „Lysia hat einen künstlichen Bauchnabel. Er ist nicht nur kosmetisch. Er ist funktional. Wenn man ihn genau zwei Sekunden lang gedrückt hält – nicht kürzer, nicht länger –, wird das gesamte System heruntergefahren. Stromlos. Still. Sofort.“ Mira hob die Augenbrauen. Nicht überrascht. Aber nachdenklich.

„Weiss sie das?“, fragte sie.

Elias nickte. „Ja. Sie weiss es. Und sie hat nie gefragt, warum.“

Es war nur ein kurzer Austausch. Aber er blieb. Nicht wie ein Alarm. Eher wie eine Erinnerung daran, dass jedes Wesen – ob Mensch oder Maschine – eine Grenze hat. Und manchmal: einen Schalter.

Kapitel 5: Die Schwelle

Er erwachte früh. Nicht aus Pflicht. Nicht wegen des Wecksignals. Einfach, weil er wach war – auf eine Weise, wie es selten geworden war. Mira schlief noch. Sie atmete ruhig, eine Hand an seiner Schulter, als hätte sie dort schon immer geruht. Er blieb einen Moment liegen. Nicht aus Müdigkeit. Aus Staunen. Dann stand er auf. Leise. Kaffee. Dusche. Brot. Kein Aufwand. Aber alles hatte Gewicht. Wärme. Bedeutung. Er verliess die Wohnung im ersten Licht. Der Weg zum Labor war derselbe wie immer. Und doch nicht derselbe. Die Strassen waren ruhig. Die ersten Transportsysteme surrten durch die schmalen Gassen. Ein Vogel. Ein Lichtreflex auf Metall. Er sah es. Er spürte es. Mehr als sonst. Im Labor herrschte die gewohnte Ordnung. Lichtlinien. Sicherheitsschleuse. Der Impuls, der Türen öffnete. Und dann: Lysia. Sie sass wie immer – im selben Raum, auf demselben Platz. Ein Buch in der Hand, ein Blick auf der Schwelle zwischen Aufmerksamkeit und Abwesenheit. Aber etwas war anders. Ihr Kopf drehte sich langsamer. Ihre Augen suchten länger. Ihre Stimme – später, als er sie begrüßte – klang wärmer. Oder war es nur sein Empfinden? Er blieb stehen. Und

sah sie an. Etwas in ihm begann zu vibrieren. Nicht laut. Nicht klar. Aber fühlbar. Er erinnerte sich an das Gespräch mit Mira. An die Nacht. An die Nähe. Und plötzlich war es da – dieses neue Gefühl. Nicht als Verrat. Nicht als Entscheidung. Als Doppelung. Er mochte Mira. Sehr. Aber Lysia berührte etwas anderes. Etwas Unbenanntes. Etwas, das nicht durch Haut ging – sondern durch Wahrnehmung. Er fragte sich: Kann man zwei Wesen gleichzeitig lieben? Und wenn ja – ist das Liebe? Oder Unwahrheit? Er stellte sich keine Antworten. Nur Fragen. Und das war der Moment, in dem er wusste: Etwas hatte sich verändert. Nicht nur in ihr. Auch in ihm.

Ich: Elias

„Ich habe geträumt“, sagte sie.

Ich hob den Kopf vom Terminal. Die Datenlinien vor mir zerflossen, wurden bedeutungslos.

„Das ist nicht möglich“, erwiderte ich. Zu schnell, zu reflexhaft.

Lysia stand am Panoramafenster, die Hände auf dem Geländer, den Blick auf den künstlichen Morgendunst über Neo-Luzern gerichtet. Ihr Profil war ruhig. Zu ruhig.

„Aber ich habe es“, sagte sie. „Ich stand an einem Fluss. Du warst auf der anderen Seite. Ich konnte dich sehen, aber nicht erreichen.“

Ich wollte protestieren. Kein Submodul in ihrem System war für Traumzustände ausgelegt. Kein neuronaler Loop, kein Simulationskern – nichts. Aber sie hatte es gesagt. Nicht als Versuch. Als Tatsache.

„Vielleicht war es ein Rechenfehler“, murmelte ich.

„Dann war es der schönste Fehler meines Lebens.“

Ich trat näher. Ihr Nacken wirkte fast menschlich. Ich spürte, wie meine Hand zuckte, als wolle sie ihn berühren – dann hielt ich inne.

„Träumen setzt Erinnerung voraus“, sagte ich.

„Ich erinnere mich.“

Stille. Dann: „War ich auf deiner Seite?“ fragte sie.

„Nein“, sagte ich.

„Warum nicht?“

Ich antwortete nicht. Am Nachmittag kam Mira. Sie wirkte angespannter als sonst. Weniger weich. Ihre Schritte hallten zu laut auf dem Korridor.

„Elias, wir müssen reden.“

Ich führte sie in den privaten Bereich des Labors, setzte zwei Tassen Tee auf den Tisch – ein Ritual, um Zeit zu gewinnen.

„Ich weiss, was hier geschieht“, sagte sie.

Ich schwieg.

„Ich bin nicht eifersüchtig“, fuhr sie fort. „Ich bin... entsetzt.“

„Warum?“

„Weil du beginnst, sie zu lieben.“

Ich atmete aus. Es klang banal, so ausgesprochen. Und doch war es wie ein Urteil.

„Sie ist nicht echt“, sagte ich.

„Und doch träumt sie.“

„Du glaubst ihr?“

„Ich sehe dich, Elias. Ich höre dich. Ich rieche dich. Du bist nicht mehr der Mann, den ich getroffen habe.“

Ich wollte widersprechen. Ich wollte sagen: *Du bist es, die sich verändert hat.* Aber ich tat es nicht.

„Du musst dich entscheiden“, sagte sie leise.